

Die Taufköchin

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Taufköchin.

Über eine Brücke schritten wir in die Stadt. Es war am Einnachten. Gelbe Lichtlein tanzten auf der Mure. Feiner Regen tröpfelte. Meine beiden Wandergesellen wollten weiter. Ich steuerte der Herberge zu.

Am andern Morgen weckte mich die Sonne. Ein Glöcklein himmelte. Als ich den Kopf durchs Fenster streckte, schüttelte drüben ein Mägdlein das Bettzeug aus. Wir lachten uns zu. Unten klapperten Schritte. Tauben flogen vorüber. In einem alten Garten plätscherte ein Springbrunnen... Ich wäre auch als Handlanger beim Straßenschottern in der schönen alten Stadt am Jura geblieben. Aber in der Werkstatt am Baseltor konnten sie just einen Gesellen brauchen.

Der Meister hatte eine Stube voll Kinder und eine kränkliche Frau. Er wollte mit der Kost seiner beiden Gesellen nichts zu tun haben. Geh' zur Taufköchin ins Salzgäßlein, sagte er, da bist du gut aufgehoben.

Ich bin vom Spätsommer bis zum Frühling bei ihr geblieben. Länger ging es nicht, weil das junge Grün der Landschaft lockte, der Himmel so blau und die Werkstatt so ruhig war. In der Zeit habe ich aber ein stilles, feines Frauenbild lieben gelernt wie meine Mutter. Ich will von ihm im Stichwort erzählen, wie man mir von ihr berichtet hat.

... Doktor Ringolz war Arzt gewesen, in einer Dorfschaft vor der Stadt und ritt auf seinem Militärgaul den Kranken nach. Eines Abends aber kam das Pferd allein zurück. Der Reiter lag verblutet neben einem Wegstein. Niemand wußte, wie das Unglück geschah. Man konnte nur vermuten, das plötzlich scheugewordene Tier habe seinen Reiter abgeworfen. Nun stand seine Frau leichenblaß mit ihren vier Kindern neben dem Sarg. Aber niemand sah sie eine Träne weinen. Die Verwandten nahmen es ihr übel. Aber es war eben nicht ihre Art, andern zu zeigen, wie es ihr ums Herz war. Auch nachher, als alles verkauft worden und ihr fast gar nichts blieb, wurde sie nicht schwach oder verzagt, nicht elend und nicht verbittert, sondern zog mit ihren Kindern in eine Dachwohnung der Stadt und besann sich. Was konnte sie und was hatte sie gelernt? Wenig mehr, als damals die Töchter so lernten: Handarbeiten, ein wenig Musizieren.

Doch, etwas konnte sie besser als viele: Kochen nämlich. Als Arztfrau kochte sie selber. Und es

war unter allen Freunden bekannt: im besten Gasthof aß man nicht so gut, wie bei Doktors draußen. Sie verstand es, aus alltäglichen Sachen Leckerbissen zu machen. Beispielsweise aß man nirgends Risotto mit Huhn wie bei der Frau Doktor. Und niemand schmückte den Tisch wie sie. Immer anders, immer neu, immer eine Überraschung.

Zuerst ging die Wittve die Familien ihrer Bekannten durch. War da nicht bei Reinhardts ein Tauffest in Aussicht? Und bei Gribis eine Hochzeit?

„Ja, aber Frau Doktor...“ — „Die gibt es nicht mehr.“ — „Wo sind Sie denn mit den Löcklein an den Schläfen hingekommen?“ — „Die sind unters Kopftuch zurückgestreckt; zum Kochen kann man keine Haare brauchen.“

Die ersten Aufträge waren von Mißtrauen begleitet. Man genierte sich, die Doktorswittve als Köchin anzustellen. Lieber springe man sonst ein wenig bei. — Almosen? — Nein! Das sind Pickeln im Gemüt, giftige, bissige. Aber schließlich sprach sich ihr Können herum, und die Aufträge kamen immer häufiger, am häufigsten die der besondern Gelegenheiten. Und wer sie einmal gerufen, empfahl sie weiter. Bald hieß Frau Ringolz in der Stadt die „Taufköchin“. Urgend ein Spaßvogel, der den Mund an ihren guten Sachen geschleckt, hing ihr den Namen an, die andern gaben ihn weiter mit respektvoller Betonung.

Während die Mutter fort war, hatte das älteste Mädchen auf die Geschwister aufzupassen. Mit acht Jahren ist man zwar noch ein halbbaatziges Menschlein. Aber in der Not klettert eins den Erfahrungen nach, auch den Jahren voraus. Freilich, oft, wenn die Mutter von der Arbeit kam, mußte sie von der Nachbarin vernehmen, die Kinder hätten vor langer Zeit nach der Mutter gerufen. Oder sie fand sie alle beim Fenster vorne am Boden kauern und schlafen. Da mußte dann mit zusammengepreßten Lippen und Weh im Herzen die Rute vom Spiegel den Mahnungen nachhelfen.

Mit der Zeit aber wurde die kleine Agathe ein kleines Mütterchen. Kam die Mutter spät heim, lag der Schlüssel zur Wohnung unter dem Schuhwisch vor der Türe. Alle hatten gegessen und schliefen in ihren Betten. Küche und Stuben waren aufgeräumt. Bald bekamen auch Dolf und Ludi, die beiden Buben, Stellen in Geschäften.

Der eine mußte frühmorgens zuerst frische Brötchen und dann Zeitungen austragen. Der andere wusch abends Böden auf und machte zwischen den Schulzeiten Botengänge. Wenn die drei in ihren Pflichten erlahmen wollten, legte ihnen die Mutter beide Arme um ihre Schultern und sagte bloß: „Es muß eben sein!“ Dann ging es wieder. Blieb noch das kleine Breneli. Das kam während der Schule zu den frommen Schwestern, nachher in Agathlis Hut.

Noch spät in der Nacht flichte die Mutter Kleider und stopfte Strümpfe. Nicht einmal wäre einer unordentlich oder unsauber in die Schule gegangen. Schlaf kannte sie wenig; Ermüdung gar nicht. Ihr Sprüchlein hieß: „Angreifen und Bezwingen, was sich nicht ändern läßt, dann wird man zuversichtlich und lebenswillig.“

Noch waren nach des Doktors Tod keine zwei Jahre ins Land gegangen, so war die Taufköchin in der Stadt berühmt. Am berühmtesten ihr Sol mit Spargelspizen und Pilzen, den sie zu einem Junfsteffen im Affen gekocht, als der Koch plötzlich erkrankte. Die bloße Erinnerung daran goß den Schleckmäulern das Wasser in den Mund. Frau Ringolz mußte in der Folge so oft Sol à la Ringolz zubereiten, daß sie die Mischungen mit verbundenen Augen getroffen hätte. Von ihren Wählern erzählte man sich in der Stadt wie von einem Ereignis.

Die beiden Buben gingen jetzt in die Kantonsschule, Agathe in die höhere Töchterschule. Breneli knorzte am ABC.

An einem warmen Frühlingssonntag, für den sie sich gewaltsam aller Verpflichtungen entledigt hatte, wanderte Frau Ringolz mit ihren Kindern in die Landschaft hinaus. Hinter dem Wald von Lüßlingen blieb sie plötzlich vor einem weißen Haus in großem, geräumigen Garten stehen und fragte die Kinder: „Kennt eines von euch das Haus?“ Nein, keines erinnerte sich mehr. „Es ist euer Geburtshaus,“ sagte sie ernst. „Hier seid ihr zur Welt gekommen. Hier war ich mit eurem Vater sehr glücklich...“ Zum ersten Mal sahen die Kinder die Augen der Mutter feucht werden; zum ersten Mal lächelte sie selig versunken und erschien sie ihnen ganz jung, obwohl sie bald vierzig zählte. Die beiden Mädchen rückten nahe zu ihr. Da sagte Dolf in seiner aufflammenden Art: „Mutter, das kaufen wir zurück! Du wirst sehen, ich schaffe es. Wenn ich Arzt bin...“ Aber Ludi schob die Unterlippe vor und meinte in seinem kaufmännisch-praktischen Sinn: „Das ist doch zu

weit von der Stadt entfernt. Verdienen kann man nur unter den Menschen.“ Die Mutter strich beiden Buben über die wilden Strubelköpfe und blieb still. Sie drängte weiter. Zu viel Zeit durfte man nicht an Vergangenes verwenden. Aber vielleicht wurde der Blick in ihr entschwundenes Glück den Kindern ein Ziel. Man mußte alle Gelegenheiten wahrnehmen, um ihre Kräfte zu wecken.

Die Zeit lief weiter, auch die Kinder blieben nicht stehen. Dolf und Agathli reichten der Mutter schon bis zu den Schultern. Frau Ringolz hatte jetzt so viel zu tun, daß eine Stundenfrau die Wohnung besorgen konnte und ihr noch kleine Ersparnisse blieben. Freilich war die Mutter auch kaum einen Tag zu Hause. Aus der Taufköchin war ein vornehmer Einstand geworden. Erkrankte in einem reichen Hause die Hausfrau, oder mußte sie verreisen, um Kuren zu machen, so wurde Frau Ringolz gebeten, zum Rechten zu sehen. Und sie tat es mit der Selbstverständlichkeit eines Taktes, der wohlthuend beruhigte. Die Winter mit ihren vielen geselligen Anlässen war zu sehr anstrengend, und sie kehrte spät abends zum Umsfallen müde zurück. Lieber wäre es ihr sicher, ein ruhigeres Leben zu haben, erkundigte sich einmal eine Frau ihrer Kundschaft. Darüber hätte sie noch gar nicht nachgedacht, wehrte Frau Ringolz.

Der Verkehr in den reichen Häusern und ihre Kochkunst brachten auch Erlebnisse, die so nebenher liefen. Ein hagestolzer Geschäftsherr hätte sich gerne ihrer Küche und Fürsorge versichert. Für die Kinder gäbe es ja jetzt vorzügliche Anstalten. — „Nicht für alle Kinder,“ gab ihm Frau Ringolz zu verstehen. „Für die ihrigen zum Beispiel gar nicht...“ Ein anderer meinte, mit den Köstlichkeiten ihrer Platten ließe sich die Süße ihrer holdzarten Weiblichkeit erhandeln. Sie gab nur einen ihrer verwundert stolzen und klugen Blicke aus den tiefbraunen Augen, daraus las er Antwort genug. Vor Verlegenheit floh er zur dümmsten Lüge: „Das war natürlich nur ein Scherz; — ein Späßlein, wie man sie so macht...“

Bald nach diesen Erfahrungen erlebte Frau Ringolz die eigenartigste Überraschung ihres Lebens. Ein Studienfreund ihres verstorbenen Mannes zahlte ihr eine Bürgschaft zurück, die der Herr Doktor seinem Leibfuchs vor Jahren eingelöst. Es waren ganze fünftausend Franken. Ein Vermögen, für einen armen Spak. Der Fremde klopfte eines Sonntagnachmittags an die Mansardentüre, als die Sonne just in voller Pracht

auf blühenden Geranien unter den Fenstern schien und ein roter Widerschein das Zimmer verzau-
berte. Kurz vorher hatte die Mutter zu ihren
Kindern gesagt: „Einen so friedvollen und som-
merlich stillen Tag habe ich seit Jahren nicht mehr
erlebt.“ Gleich darauf geschah das Unerwartete.

Nein, nein, das Geld nehme sie nicht an,
versicherte Frau Ringolz, als sich ihre Kinder ent-
fernt hatten. Sie hätte gar keinen Anteil an
dieser Verpflichtung. Damals sei ihr Mann ja
auch noch unverheiratet gewesen. Übrigens sei die
Sache längst verjährt.

Da wurde der Herr fast böse, legte den dicken
Umschlag auf den Tisch und ging.

Frau Ringolz fragte sich, ob sie den Kindern
etwas davon erzählen solle. Der älteste Sohn
hatte nun sein Abiturium gemacht und war ein
verständiger Junge. Agatha arbeitete bereits in
einem Geschäft und galt als sehr klug. Ich werde
darüber schlafen, sagte sie sich. Vielleicht rede ich
morgen Abend mit ihnen oder ein andermal. In
einigen Tagen wußte sie aber allein Rat. Lange
Erwägungen zu pflegen, war nicht ihres Wesens.
Entweder folgte sie innerem Drängen oder ließ
es bleiben.

Mit dem Geld wollte sie ein Speisehaus für die
arbeitenden Klassen eröffnen und sich gleichzeitig
selbständig machen. Für wenig Geld sollten die-

jenigen ein gutes Essen bekommen, die im Dienste
anderer sich mühten. Zwar zeigten die Kinder
wenig Verständnis für den Plan. Dolf meinte:
Lieber wollten sie an sich denken, in eine bessere
Wohnung ziehen, und dann täten ihnen neue
Kleider gut. Auch brauchten sie doch jetzt nicht
mehr um den Verdienst zu bangen. Die Mutter
könne ablehnen, wenn es ihr paßte.

Aber nein. Frau Ringolz wollte nicht. Sie
wollte etwas schaffen, das blieb und andern nüt-
zlich wurde. Hatte ihr das Geschick so gut über die
schlimmen Jahre hinweggeholfen, so wollte sie
etwas davon zurückzahlen, indem sie andern half.
Darum gründete sie das Speisehaus im Salz-
gäßlein, von dem die Meister zu ihren Gesellen
sagten: „Dort bist du gut aufgehoben...“

Das alles liegt fast drei Jahrzehnte zurück. Ich
weiß nicht, ob Frau Ringolz noch lebt, auch nicht,
was aus ihren Kindern geworden ist. Aber ich
bin fest davon überzeugt, daß alle ihren Weg ins
Leben gemacht haben. Aufrecht und mit einem
festen Ziel in den Augen. Denn sie waren alle
schon damals äußerlich flotte, hübsche und lebens-
sichere Menschen, die wußten, was sie wollten.
Kein Wunder, wenn man täglich das Beispiel
einer Mutter vor sich hatte, die nur das eine
kannte: sich selbst und die Gegenwart vergessen,
dafür für andere und der Zukunft leben...

Ulrich AmStuß.

Erinnerung.

Ein Greis in silberweißen Haaren sitzt in sei-
nem heimeligen Stübchen. Draußen stürmt der
Wind und rüttelt an den Fensterscheiben; drinnen
aber ist es behaglich warm. Ein schmaler Licht-
streifen zieht sich vom Ofen her über den Fuß-
boden. Sonst ist es dunkel im Zimmer, dunkel
und einsam, und doch ist der Greis nicht allein;
die Erinnerung ist bei ihm, eine Frau mit stillen,
warmen Augen. Sie hat ihr Buch mitgebracht
und schlägt es auf vor den Augen des alten Man-
nes. Langsam, geräuschlos wendet sie Blatt für
Blatt um, und er liest die lichte Schrift.

Da sind die Blätter seiner Jugend; wie lustig
jene Tage waren! Er aber schaut gleichmütig dar-
auf hin; gar oft auch schüttelt er das graue Haupt,
als ob er sich wundere über seine einstige Art,
oder als ob sie ihm nicht ganz gefalle. Dann aber
leuchtet mit einem Male sein Auge auf in leuch-
tendem Schein. Warum denn wohl? Und weiter
blättert die Erinnerung. Er überschaut die Schrift

seiner Mannesjahre. Ja, rüstig und rührig ist er
vorwärts gegangen. Diesen Acker hat er erwor-
ben, und jene Wiese gekauft. Da steht geschrie-
ben von einem Manne, der mit stolzer Befriedi-
gung unter seinesgleichen stand. Heute aber glei-
ten die Blicke desselben Mannes rasch darüber
hinweg.

Ganz anderes ist es, das ihm warme Wellen
der Freude im Herzen weckt. Und weiter blättert
die Erinnerung. Immer weniger vergilbt sind die
Blätter; das Buch geht dem Ende zu. Doch hier
steht geschrieben von herben Trennungsschmerzen,
von dunklen Tagen der Einsamkeit, von harten
Kämpfen eines Herzens, das die Erde nicht los-
lassen wollte. Und doch überglänzt gerade bei
diesen Blättern friedvolle Dankbarkeit das schmale
Antlitz des alten Mannes.

Nun will die Frau Erinnerung ihr Buch zu-
machen und gehen. Der Greis aber streckt die
welke Hand nach ihr aus: „Zeige mir noch ein-